

## Die Vorräte auf dem Lande.

Nachprüfung und Zwangsentnahme.

Der Präsident des Kriegsernährungsamts und der preussische Staatskommissar für Volksernährung, Unterstaatssekretär Michaelis, haben zur scharfen Erfassung aller für die Lebensmittelversorgung noch verfügbaren Nahrungsmittel die erneute Nachprüfung der auf dem Lande vorhandenen Vorräte und ihre Zwangsentnahme bis zur vollen Höhe dessen, was abgeliefert werden soll, angeordnet, um festzustellen, ob bei den Landwirten mehr vorhanden ist, als die letzte Bestandsaufnahme ergeben hat, und alles in die öffentliche Hand nehmen zu können, was ihr in diesen Zeiten gebührt.

Zweifellos ist mit diesen Maßnahmen eine gewisse Belastung der Landwirte, zumal jetzt während der Frühjahrbestellung verbunden, aber über diese Belastung oder eine Störung der Feldarbeiten herrschen zum Teil falsche oder übertriebene Vorstellungen. Ein Grund zur Mißstimmung oder Verärgerung ist nicht vorhanden, denn es handelt sich nicht nur um eine einfache Nachprüfung, die, so bedauerlich es an sich wäre, wohl einen kleinen Ausschub verträge, sondern um nichts mehr und nichts weniger als um die Notwendigkeit, zur Sicherung der Ernährung von Meer und Zivilbevölkerung sofort alles in die öffentliche Hand zu bekommen, was an Lebensmitteln überhaupt noch vorhanden und verfügbar ist. Da nur diejenigen Bestände als gesichert anzusehen sind, die sich in öffentlicher Hand befinden, muß mit der Nachprüfung und Zwangsentnahme unbedingt sofort und in durchgreifendster Weise begonnen werden. Jeder Tag, jede Woche wäre ein Verlust, der eine Schädigung der Allgemeinheit bedeutete.

Die Nachprüfung wird von Kommissionen vorgenommen, die mit militärischer Hilfe gebildet werden, der Landwirtschaft werden also nicht allzu viele Kräfte durch diese Kommissionen entzogen. Es ist ferner Vorsorge getroffen, daß diese Nachprüfung in kürzester Zeit, etwa in einigen Stunden an jedem Orte, erledigt werden kann, so daß die landwirtschaftlichen Betriebsleiter oder die Frauen, die die Betriebsleiter vertreten, nur an einem einzigen Tage für wenige Stunden ihrem Betriebe entzogen zu werden brauchen. Die Nachprüfung wird um so kürzer dauern, je besser und sorgfältiger die Einzelwirtschaften die Vorbereitungen dazu treffen, d. h. die Vorräte übersichtlich stapeln, die Befichtigungen und Prüfung erleichtern usw. Daß in dieser Zeit die Gemeinde- und Amtsvorsteher in Anspruch genommen werden, die ja meistens landwirtschaftliche Betriebsleiter sind und für die rechtzeitige Feldbestellung innerhalb der Gemeinden dringend benötigt werden, ist zwar bedauerlich, läßt sich aber im Hinblick auf die Wichtigkeit der angeordneten Maßnahmen nicht ändern. Um die Feldbestellung möglichst zu fördern und zu beschleunigen, hat die Deeresverwaltung in vollem Verständnis für die Lage der Landwirte die Gefälligkeit von Mannschaften und Gespannen zugelegt.

Es gilt, die Brotversorgung bis zur nächsten Ernte unter allen Umständen sicherzustellen. Das Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes ist nicht mehr allein von dem Erfolge unserer Waffen, sondern auch von der deutschen Landwirtschaft abhängig. Auf den deutschen Landwirten, den deutschen Bauern, ruht zurzeit die ganze Last der Versorgung Deutschlands mit Lebensmitteln. Auf die deutsche Landwirtschaft bilden erwartungsvoll das ganze Volk, das Heer, die Arbeiter, die Frauen und die Kinder. Unsere Feinde hoffen, die deutschen Landwirte werden, verärgert durch die Nachprüfung und Zwangsentnahme, in ihrer heiligen Pflichterfüllung nachlassen, die in der ausreichenden Ernährung der deutschen Bevölkerung besteht. Aber der deutsche Landwirt liebt sein Vaterland und seine Scholle. Er weiß, daß auch ihm nur der Sieg den Besitz seines Grundes und Bodens sichert. Er ist sich der Größe und Bedeutung seiner Aufgabe, der Schwere seiner Verantwortung voll bewußt. Er wird daher sicherlich seinen Augenblick in der Erfüllung seiner

Pflichten nachlassen, er wird unter Hintanhaltung aller persönlichen Empfindungen und jeglicher Selbstsucht sämtliche Vorräte frei und offen zur Verfügung stellen, er wird trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, den deutschen Boden restlos bestellen und ihm alles abringen, was der Boden dem deutschen Volke zu geben vermag, um es vor übermäßiger Not und Entbehrung zu schützen.

D. K.

## Verschiedene Kriegsnachrichten.

### Französische Besenkungen.

Nachdem die französische Presse sich lange Zeit bemüht hat, eine Friedensströmung in Rußland abzuleugnen, muß sie angeichts der Tatsachen ihre Haltung nunmehr aufgeben. Jetzt aber klingt aus allen Organen die Angst vor einem möglichen Zerfall des Viererbandes. Am deutlichsten gibt dieser Stimmung ein Artikel Herbes in der „Viltoire“ Ausdruck, wenn er schreibt: Aus Rußland kommt eine so unfaßbare Nachricht, daß unser Verstand sich sträubt, daran zu glauben. Der Ausbruch der Arbeiter und Soldaten soll beschlossen haben, daß die provisorische Regierung allen Völkern erklären solle, Rußland führe nur einen Verteidigungskrieg, solange die Mittelmächte nicht über Frieden ohne Annexionen und Kriegsermächtigungen verhandeln wollen. Genau so würde sich Stürmer ausdrücken haben, wenn er es hätte wagen dürfen, einen Sonderfrieden mit Deutschland abzuschließen, wie er es gerne getan hätte. Welcher Tor oder welcher deutsche Agent mag jetzt, gerade nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg, auf die Idee verfallen sein, den Mittelmächten einen Frieden ohne Annexionen anzubieten? Zum Glück sind noch Frankreich und England, Italien und Amerika da, die Deutschland zwingen werden, Polen, Galizien, Serbien, Siebenbürgen, Triest, das Trentino, Serbien und Armenien abzutreten und für die verübten Greuel eine gehörige Entschädigung zu zahlen. Auch in Rußland herrscht gottlos noch die provisorische Regierung — möge sie acht geben, daß die Friedensströmung nicht auch die gelunden Schichten der russischen Arbeiterschaft ergreift.

### Eine englisch-französische Doppelloffensive?

Der Kriegsberichterstatter des Berner „Bund“ sagt, daß die französisch-englische Offensive strategischer Natur sei und die solchen Durchbruchesverzicht eigenmächtigen ersten Erfolge gebracht habe. Die Engländer haben auf ihrer allen Grundstellung gearbeitet und so die deutschen Pläne beeinträchtigt. Der „Bund“ hält eine englisch-französische Doppelloffensive für möglich, um einen doppelten Druck zu erwirken. Schwer aber sei es für die Heeresleitung der Verbündeten, ihre Absichten auf den Flügeln mit der eigentümlichen Lage im Zentrum in Einklang zu bringen.

### Englands Mannschafteinsatz.

Mannschafteinsatz jeder Art stehen in England im Vordergrund. Die freiwilligen Meldungen zum Zivildienst haben nach einer Unterhausmitteilung 290 706 Mann ergeben. Diese an sich bedeutende Zahl wird aber die Einführung der Zivildienstpflicht in England kaum verhindern können, weil die Regierung auf dem Standpunkt steht, daß eine rationelle Durchführung der Arbeitsleistung, die für den Krieg notwendig ist, nur möglich ist, wenn die Regierung den Aufenthaltsort aller mit kriegswichtiger Arbeit Beschäftigten bestimmen kann. Der Kriegssekretär Lord Derby erklärte im Unterhaus, daß die Armee an einem höchst bedauerlichen Mangel an Ärzten leide. Allein in der Sommerschlacht seien vierhundert Stabsärzte verunverletzt worden oder gefallen. Abgabe von Ärzten zu Regierungszwecken sei daher nicht durchführbar. Aus Erklärungen Lord Derbys im Oberhaus geht hervor, daß die jetzt mit großen Schwierigkeiten durchgeführten Nachmusterungen nur eine Teilmaßregel für erheblich drückendere Maßregeln, die bald erfolgen sollten, darstellen. „Daily

News“ machen darauf aufmerksam, daß die Nachmusterungen im Lande scharf kritisiert werden.

### Amerika gegen die Deutschen.

Obwohl Präsident Wilson in seinem berühmten „Kulturdokument“, das den Krieg gegen Deutschland fordert, den Deutschen Amerikas das Gastrecht zugesichert hat, trifft man jetzt einschneidende Maßnahmen. In Hoboken bei New York wurden zehntausend naturalisierte Deutsche auf die Liste derjenigen Neuamerikaner gestellt, die andere Wohnsitz angewiesen erhalten sollen, weil Hoboken als zur Kriegszone gehörig betrachtet wird. In Chicago erfolgte die Verhaftung von vierzig Deutschen, weil sie angeblich an einer Verschwörung gegen Munitionsfabriken und Eisenbahnen teilgenommen hätten. Die Zahl der im Laufe einer Woche verhafteten Deutschen wird mit 1350 angegeben. Der Senat nahm einen Gesetzesentwurf an, wonach die Zerstörung von Kriegsmaterial mit Gefängnis bis zu dreißig Jahren bestraft werden soll.

### Ein Wagestück deutscher Seeleute.

— Abenteuerliche Fahrt der Bark „Tinto“.

Auf der 64 Jahre alten chilenischen Bark „Tinto“ von nur 469 Br.-Reg.-T. haben 28 junge deutsche Seeleute in 124 Tagen eine außerordentlich kühne Fahrt von Chile bis nach Norwegen vollbracht. Das Geld für das Schiff erhielten sie von in Chile ansässigen wohlhabenden Deutschen mit dem Anheimstellen, nach Gelingen der Fahrt den Erlös für das Schiff dem deutschen Roten Kreuz zur Verfügung zu stellen. 80 000 Pesos kostete die alte Bark. Dem französischen Konsul in West-Chile kam die Sache nicht ganz geheuer vor, er erhob bei der Regierung Einspruch und verlangte eine Untersuchung, die sechs Wochen dauerte. Dann kam es nach weiteren großen Schwierigkeiten endlich zur Einschiffung.

Die Bark war in Chile gut ausgestattet worden. Ein Funkenapparat war eingebaut, und die kühnen Segler konnten hin und wieder Nachrichten von vorüberfahrenden Schiffen und vom Lande über die neuesten Kriegsergebnisse auffangen. Die Verpflegung war gut. Mehl hatten sie in genügender Menge, ein Bader besaß sich an Bord, so daß sie jeden Tag frisches Brot erhielten. Fünf Schweine, einige Ziegen, Gänse, Hühner und Konterven vervollständigten den Proviant, der gut bis Norwegen reichte, so daß sie schließlich noch ein Schwein übrig behielten. Harte Regengüsse und Stürme verzögerten sehr oft die Fahrt, dennoch kamen sie glücklich an der südamerikanischen Küste an den St.-Pauls-Inseln vorüber, ohne einem feindlichen Kriegsschiff zu begegnen. Nur neutrale Dampfer kamen, aber sehr selten, in Sicht.

Die Fahrt über den Ozean überstand die „Tinto“ glücklich, bis sie an den Azoren ein schwerer Sturm erfasste, so daß beinahe ein Mast verloren ging. An den Schellands-Inseln kamen die deutschen Seeleute in die deutsche U-Bootsperre hinein, hatten jedoch keine Ahnung von den Maßnahmen, welche unsere Marine getroffen hatte. Dort belamen sie eine gute glückliche Brise, mit der sie auf Island zufuhren. Da begegneten ihnen zwei englische Kriegsschiffe, ein Kreuzer und ein Hilfskreuzer. Der letztere kam der „Tinto“ nach und forderte sie auf, anzuhalten. Wegen der schweren See wagte er kein Boot auszusenden, sondern begnügte sich mit Signalen. Die „Tinto“ gab an, das norwegische Schiff „Eva“ zu sein, das von Liverpool nach Christiania fuhr und die Engländer ließen sie laufen.

Noch einmal, bevor sie die norwegische Küste erreichten, begegneten sie einem englischen Kriegsschiff, das aber von ihr keine Notiz nahm. Nach hundertundzwanzig Tagen erreichten sie endlich die norwegische Küste in der Nähe des Dronheimer Fjords. Kein Lotse war zu sehen, und die Deutschen mußten es wagen, selbst die Fahrt in den Hafen anzutreten, obwohl das Wetter sehr schlecht und die Felsen der Küste eine große Gefahr für die

keine Bark waren. Zwei Stunden vor dem Hafen trafen sie einen norwegischen Kapitän, der sie glücklich nach Dronheim brachte und ihnen auch die Erlaubnis auswirkte, sofort an Land zu gehen. Am nächsten Tage erschien an Bord der Bark ein norwegischer Marineoffizier, der keine Schwierigkeiten machte und sie zu der gelungenen Fahrt beglückwünschte. Tags darauf ging es in die Heimat.

## Politische Rundschau.

### Deutschland.

\* Der Propst von Bayern, Kardinal Erzbischof Dr. Franz v. Bettinger ist in einem Palast zu München an seinem Arbeitsstisch an einem Herzschlag verschieden. Dr. Franz von Bettinger ist 67 Jahre alt geworden und war schon seit langer Zeit herzleidend. Im Mai 1915 sollte er nach der Thronbesteigung König Ludwigs III. die Kardinalswürde erhalten, als ihn der erste bayerische Kardinal als Kurienkardinal nach Rom forberte. Als solcher hat er im politischen und kirchlichen Leben Bayerns eine große Rolle gespielt und das Zentrum bei wichtigen Vorgängen im Staatsleben sowie bei der Aufhebung der Regentschaft entscheidend beeinflusst. Auch am Hofe war sein Rat und sein Einfluß maßgebend.

\* Der im Hauptausschuß des Reichstages eingebrachte Gesetzesentwurf auf Einführung einer Luftssteuer wird nach dem Tag im Bundesrat manchem ernsten Widerstand begegnen. Insbesondere verlaute zuverlässig, daß die bayerische Regierung entschieden gegen jede besondere Besteuerung von Werken der Kunst ist. In diesem Sinne werde sie auch ihren Einfluß im Bundesrat geltend machen.

\* Reichstagsabgeordneter Siokowich hat als Vertreter des ersten Wahlkreises des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin an die mecklenburgischen Staatsminister Dr. Langfeld zu Schwerin und Dr. Hoffart zu Neustrelitz ein Schreiben gerichtet, in dem er darauf hinweist, daß die Stunde gekommen sei, wo die innere Neuordnung im Reiche und in den Einzelstaaten durch Gewährung weitgehender Volksrechte beginnen müsse. Die ständliche Verfassung Mecklenburgs von 1755 sei ein Hohn auf die Gegenwart. Die mecklenburgische Volksvertretung der Zukunft muß auf Grund des allgemeinen, gleichen, unmittelbaren und geheimen Wahlrechts gewählt werden. — Zum Schluß erbittet der Abgeordnete öffentliche Mitteilung, ob und welche Schritte im Sinne der mecklenburgischen Neugestaltung in Aussicht stehen.

### Rußland.

\* Die vom Ministerpräsidenten Fürsten Lwow unterzeichnete Erklärung der neuen Regierung über Rußlands Kriegsziele, die betont, daß keine fremden Gebiete erobert werden sollen, ist ein Sieg der sozialistischen Strömung. Miljutow, der mit dem Viererband auf Eroberung und Gedeih den Kampf als einen Eroberungskrieg zu Ende führen wollte, ist vereint. Die Zukunft muß lehren, ob diese Erklärung die Grundlage für weitere Schritte zum Frieden bietet. — Der Verband der russischen Bauern, der 10 Millionen Mitglieder zählt, erklärte in einer Kundgebung, Rußland müsse Republik sein, und sprach sich für Aufteilung der Fideikomisse und Klostergüter aus.

### Amerika.

\* Aus Berichten englischer Blätter aus Washington geht hervor, daß die Regierung der Ver. Staaten noch immer zögert, ein formelles Bündnis mit den anderen Gegnern Deutschlands einzugehen. Man gibt indes in England die Hoffnung nicht auf und tröstet sich einstweilen damit, daß die Amerikaner, die bisher ganz abgedorrt waren, sich noch nicht an den Bündnisgedanken gewöhnen hätten. — In Wahrheit will Präsident Wilson einen solchen Vertrag, der dem Kongress vorgelegt werden müßte, nicht schließen, um die „Kriegsbegeisterung“ des Volkes nicht durch heftige Debatten (die er also für unausbleiblich hält) zu gefährden.

## Drohnen.

15] Roman von M. Berger.

(Fortsetzung.)

„Bei allen braven Leuten,“ widersprach dem Frau Müller eifrig, „ist der fleißige Arbeiter immer noch mehr geachtet als die Drohne, so nennt mein Herr die Nichtstuer und Faulenzer, die dem lieben Herrgott die Tage abtöhlen. So schwarz, wie Ihr sie seht, Krüger, ist Gott sei Dank die Welt noch nicht.“

Mahler nickte der geschwägigen Frau zustimmend zu. So meinte auch er es. Die Tür öffnete sich und Fabrikdirektor Doktor Faller trat in das Zimmer. Er sah zum Erbarmen müde aus. Die Augen waren ihm tief eingesunken, um den Mund zeigten sich die scharfen Fänge des Kummers. Die Stirne war gerunzelt; tiefe Entschlossenheit lagerte auf seinem Antlitz.

„Guten Tag, Leute!“ sagte er kurz, aber nicht unfreundlich, als er die Arbeiter erkannte, die sich bei seinem Eintritt ehrsüchtig von ihren Sitzen erhoben hatten. „Was führt euch zu mir?“

Er trat mit diesen Worten mehr in das Licht; mit tiefem Entsetzen bemerkte Frau Müller die Veränderungen, die mit ihm vorgegangen waren.

„Mein Gott, wie sieht er aus!“ murmelte sie tief betrübt.

„Unsere Kameraden haben uns gesandt, Herr Doktor!“ nahm Krüger, als der Älteste, das Wort. „Wir sollen Ihnen sagen, daß wir alle die Angriffe, welche in den letzten Wochen gegen

Sie in der Presse standen, aus tiefster Bedauern. Wir beklagen es alle, Mann für Mann, daß gerade Sie, der ein Herz für seine Arbeiter hat, so angegriffen worden ist. Wir stehen Ihnen Angriffs fern und keiner von uns glaubt daran, daß Sie als Abgeordneter weniger Arbeiterfreund sein werden.“

„Als Abgeordneter!“ lachte Doktor Faller bitter auf.

„Wir wollen es hoffen, Herr Direktor!“ meinte Krüger, „das ist's, was uns hierher geführt hat. Heute wollen wir Ihnen danken für all das, was Sie uns Gutes getan und was Sie uns gewelien sind.“

„Ich danke euch!“ erwiderte Doktor Faller und reichte jedem der drei seine Hand. „Ich erkenne die Freundlichkeit eurer Kameraden an; ich weiß, daß ihr mich liebt; in eurer Achtung und Freundschaft habe ich bisher den edelsten und schönsten Lohn meines Wirkens gefunden. Sagt das euren Kameraden und grüßt sie von mir. Euch danke ich nochmals. Frau Müller, führen Sie die Herren in das Wohnzimmer und bewirten Sie sie.“ — wandte er sich an die Haushälterin, dann lagte er zu den Arbeitern: „Gerne würde ich euch Gesellschaft leisten, allein ihr seht es mir an, ich bin krank, sehr krank!“ Die Arbeiter wollten der voranschreitenden Haushälterin folgen.

„A propos, Krüger, was ist das mit Merens; er ist seit gestern nicht zur Arbeit gekommen?“ fragte Doktor Faller.

„Mein, Herr Direktor, er ist auch nirgendwo aufzufinden. Seit dem Tode seiner Tochter war es bei ihm in seinem Oberbüchsen nicht

mehr richtig; es wird ihm doch kein Unglück passiert sein?“

Der Direktor schüttelte bedenklich mit dem Kopfe; dann trat er an das Fenster, während die drei Arbeiter das Zimmer verließen. Draußen fiel der Schnee in dichten Fluten; das hatte von jeher den Doktor melancholisch gestimmt, jetzt erpreßte es ihm Tränen.

17.

Herr Gröbel und Doktor Beer waren in fieberhafter Tätigkeit. Gröbel, der geschäftlich viel mit der Landbevölkerung zu tun hatte und seines biederen, geraden Wesens auf dem Lande viel Anhang hatte, war auf die Dörfer gegangen und bearbeitete mit großem Geschick und noch größerem Glück die ländlichen Wähler, während Doktor Beer den Gegner in seinen Höhlen aufsuchte und ihn dort energisch und nicht ohne Erfolg belämpfte, denn bei allen anständigen Menschen, die in Z. denn doch noch nicht so dünn gesät waren, als es der Kommerziant meinte, hatte die perfide Kampfmethode des gegnerischen Wahlflugblattes Abheben und Ekel erregt.

Von seltsamer Unruhe getrieben suchte Doktor Beer den Freund auf; der Ausfall der Wahl machte ihm weniger Sorge als das gedrückte und zerfahrene Wesen des Freundes, dessen erklimmte Ruhe ihm unheimlich dünkte. Er kannte seinen hochfliegenden Geist und er wußte wohl, daß solche Naturen zermalmen den Schicksalsschlägen nicht gewachsen sind. Als er in das Haus seines Freundes eintrat, begegnete ihm auf der Treppe die Haushälterin mit ihren

Gästen. Frau Müller teilte ihm mit kummervoller Miene und mit Tränen in den Augen mit, daß ihr Herr die vergangene Nacht sein Lager nicht aufgeschickt habe und daß sein eigenmächtiges, verführtes Wesen sie mit banger Unruhe erfüllte.

Doktor Beer mußte genug; in wenigen Sekunden sprang er die Treppe hinauf und trat in das Arbeitszimmer des Freundes ein.

„Mut, Freund,“ rief er heiter und aufgeräumt, „es geht alles ausgezeichnet.“

„Was führt dich her?“ fragte Doktor Faller, dem Freunde einen Stuhl anbietend.

„Nichts als die Wahl,“ entgegnete Doktor Beer, indem er forschend dem Direktor in das Antlitz blickte.

„Ich weiß nach deinem gestrigen Herzerguß,“ meinte er dann in der Absicht, dem Freund auf einen immerhin nicht unmöglichen schlechten Ausgang der Wahl vorzubereiten, „daß dir die Wahl vollständig gleichgültig ist. Recht so, lieber Freund, würde ich ausruhen, wäre ich pathetischer angelegt. Die Chancen waren vor wenigen Minuten für dich nicht ungünstig, aber du machst ein ernstes Gesicht und das beunruhigt mich!“

„Da irrst du dich gründlich!“ entgegnete der Direktor und zwang sich zu einem Lächeln. „Ich bin nur etwas angegriffen, schlecht geschlafen. Wie sieht es auf dem Lande aus?“

„Gut, sehr gut sogar,“ antwortete Doktor Beer. „Nur in der Stadt steht eben alles auf der Spitze.“

„Ich bin auf alles gefaßt; mehr wie durchfallen kann ich ja jetzt nicht mehr!“ scherzte